

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

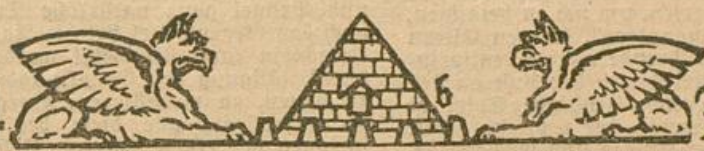
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

30.10.1921 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 44



30. Okt. 1921

R. Elsässer / Zur Psychologie des Spiels.

Im echten Manne ist ein Kind
versteckt; das will spielen.

Nietzsche.

Man hat sich oft gewundert, hat es oft beklagt, daß in einer Zeit, wo wir mit höchstem Ernst am Wiederaufbau wirtschaftlicher und seelischer Güter arbeiten mühten, Spiele der verschiedensten Art mit einer unerhörten Leidenschaftlichkeit gepflegt werden. Und auch mit einer Deutung dieser „Seuche“ war man oft schnell zur Hand. Man sprach sehr gelehrt von einer „Verdrängung unlustbetonter Vorstellungen“, von einem feigen Vertrieben vor der harten Wirklichkeit, von einem Lanzan auf dem Vulkan usw.; und viele glaubten, damit alles erklärt zu haben. Eine genauere Besinnung aber zeigt, wie einseitig und unzulänglich diese Urteile sind. Die Psychologie hat seit langem die Spiele der Menschen und Tiere systematisch untersucht, und sie lehrt, daß es eigentlich nichts gibt, was nicht Objekt spielerischer Betätigung sein könnte. Wir Menschen spielen mit der Uhrkette, mit Brotkrügelchen, wir spielen Schach und Kasardspiele, wir spielen Fußball und spielen Theater, ja wir spielen sogar mit anderen Menschen und mit uns selbst, mit unseren eigenen Gedanken, Neigungen und Trieben. Haben aber diese verschiedenartigen körperlichen und geistigen Betätigungen irgend etwas Gemeinsames außer dem Wort Spiel? Lassen sie sich irgendwie auf einen gemeinsamen Nenner bringen? In dem Objekt des Spiels können doch jedenfalls die wesentlichen Merkmale nicht gefunden werden, da sie zum großen Teil auch zu „ernster“ Betätigung dienen. Wir finden die Lösung, wenn wir die innere Einstellung des Spielenden betrachten: Ein Mann, der in der Sommerfrische Holz hackt, nicht weil er muß, sondern weil er will, aus Langeweile, oder um seine Muskeln ein bißchen zu üben, oder um zu sehen, ob er das auch kann, kurz „bloß so“, wie er sagt — dieser Mann spielt. Die Handlung selbst macht ihm offenbar Freude, der Endeffekt seines Tuns ist ihm im allgemeinen gleichgültig. Anders der Holzhacker! Er muß, denn er will leben und verdienen. Er macht „Ernst“, er verrichtet Arbeit um eines Zweckes willen. Wir können demnach das Spiel definieren als eine körperliche oder geistige Betätigung, die zwecklos geübt und eben darum als lustvoll um ihrer selbst wegen genossen wird. Der heitere Charakter, der dem Spiel anhaftet, kommt gerade daher, daß man das Spiel als einen wohlthuenden Gegensatz zur zweckhaften Arbeit empfindet, die aus der Not des Lebens geboren wird. In voller Schärfe wird dieser Gegensatz nur vom Erwachsenen empfunden, während beim Kinde ja das ganze Leben, außer den natürlich notwendigen Funktionen, aus Spielen besteht. Erst allmählich entwickeln sich bei ihm die Zweckbetätigungen aus dem Urgrund des Spiels. Man hat geglaubt, außer der Zweckfreiheit und dem Lustvollen beim bewußten Spiel noch ein drittes Merkmal nämlich die Erschaffung einer Scheinwelt, einer Welt, losgelöst von aller realen Ursächlichkeit, annehmen zu müssen. Und in der Tat verleiht dies vielen Spielen erst den rechten Genuß. Die Phantasie der Kinder wirkt dabei weit ungehemmter und intensiver als die der Erwachsenen. Sie machen den Baustein zur Lokomotive, die Puppe zur Tochter, den Stock zum Pferd, sie

I

spielen selbst Vater und Mutter, Arzt, Lehrer und Schaffner, sie werden zum grimmigen Löwen, zum bellenden Hund, zur passenden Lokomotive. Das Hineinleben in die Scheintätigkeit wird oft von derartiger Eindringlichkeit, daß ein Zustand ähnlich der Selbsthypnose entsteht. Meistens aber haben die Kinder ganz deutlich das Bewußtsein, „nur so zu tun, als ob“, sie haben ein „Rollenbewußtsein“. Indes, bei sehr vielen Spielen, besonders bei den Bewegungsspielen, fehlt diese gewollte Selbsttäuschung, und wir können daher in ihr nur ein wichtiges Accidens, nicht ein notwendiges Merkmal erblicken.

Eine Einteilung der Spiele stößt bei der unübersehbaren Fülle der Möglichkeiten auf kaum zu lösende Schwierigkeiten. Am meisten Geltung hat sich die Einteilung des Tübinger Philosophieprofessors Karl Groos verschafft, der in seinem grundlegenden Buch über die „Spiele der Menschen“ das spielende Experimentieren von solchen Spielen scheidet, die auf der Betätigung sozialer Instinkte beruhen.

Die biologische Bedeutung des Spiels wird uns klar, wenn wir uns erinnern, daß der Mensch und die höheren Säugetiere, anders als die niederen Organismen, noch lange nach der Geburt nicht imstande sind, selbst ihr Leben zu fristen, ja auch nur so wichtige Funktionen wie Sehen, Tasten, Greifen, Gehen einigermaßen richtig auszuführen. Alle diese Fähigkeiten werden erst allmählich auf spielende Weise erworben. Man hat mit Recht gesagt, daß die Zahl der neuen Erfahrungen in den ersten Lebensjahren die der ganzen späteren Zeit weit übersteigen. Die angeborenen Triebe drängen instinktiv zur Betätigung, das Kind probiert, experimentiert mit allen Sinnen. Die Greifbewegung wird schon in den ersten Tagen ausgeführt, aber wieviel Kenntnisse müssen da nicht hinzu erworben werden! Die Hände machen förmliche Entdeckungsfahrten am ganzen Körper. Durch „Begreifen“ lernt man sich selbst und die Umwelt ebenso sehr kennen wie durch das Auge. Die Tastnerven der Hand zwecklos spielend zu betätigen, macht ja auch Erwachsenen noch Freude. Viele Leute müssen etwas in der Hand haben, wenn sie ausgehen, und gewöhnlich dient der Stock weit weniger als Stütze, als eben dazu, der Tast- und Greifbewegung einen Gegenstand zu liefern. Wie schwer Kinder ihre Hände ruhig halten können, davon weiß jede Mutter und jeder Lehrer zu berichten, und von einem berühmten Gelehrten wird erzählt, daß er auf seinem Wege, der ihn an einer Reihe von Steinpfosten vorbeiführte, jeden dieser Steinpfosten mit der hohlen Hand bedeckt habe, und wenn er einen verfehlte, jedesmal zurückgekehrt sei, um die Berührung zu vollziehen. Ins Unendliche geht die Zahl der Beispiele, die man anführen könnte, um zu zeigen, daß wir Menschen alle ein Vergnügen daran empfinden, unsere Sinnesapparate zwecklos oder scheinbar zwecklos in Tätigkeit zu setzen; es sei nur an das „Lutschen“ aller möglichen Gegenstände erinnert. Vielleicht besteht der Genuß beim Rauchen auch zu einem kleinen Teil aus der Lust an der Berührungsempfindung, wie wir ja auch Blätter und Zweige in den Mund nehmen, um damit zu spielen. Aber auch alle übrigen Teile des Körpers sind in gleicher Weise empfindsam: Wir wälzen uns wohligh im Bett, wir freuen uns über kräftigen Wellenschlag und lassen uns mit

Genuß vom Winde anblasen. Sogar die Temperaturempfindung wird spielend genossen, und es ist zunächst auffallend, daß sogar die fast schmerzenden Extreme Kälte und Heiß mit Vorliebe gesucht werden. Nach Lessing kommt dies daher, daß alle starken Erregungen uns das Gefühl „erhöhter Realität“ verschaffen. Wir werden unserer selbst in deutlicherer Weise bewußt.

Die Freude an der Gehörsempfindung hat man seit Darwin auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurückführen wollen. Daß dieses Moment entwicklungsgeichtlich sehr stark mitspielt, ist nicht zu bezweifeln, es reicht aber bei weitem nicht aus, jede Befriedigung akustischer Bedürfnisse zu erklären. Beim kleinen Kinde kann man schon beobachten, welche Freude es an Wohlklang, Melodie und Rhythmus empfindet, und zwar scheint der Rhythmus früher aufgefaßt zu werden als die Melodie. Auch hier sind nicht nur die sinnlich angenehmen Reize beliebt, sondern auch die stark erregenden, wie Knirschen, Quicken, Knarren, Knallen. Und welche Hörspiele genießt der Erwachsene: Das Knistern der brennenden Zigarre, das Rauschen seidener Gewänder, das Murmeln des Wassers und Brausen des Flusses, das lichte Säuseln und das donnernde Toben des Windes. Und auch mit eigenen Stimmorganen zu spielen, lernt der Mensch sehr früh. Wie oft schreien kleine Kinder nicht nur aus Unlustgefühl, sondern um eben zu schreien, um sich zu betätigen, um etwas zu hören. Und die „Lallmonologe“, die den Eltern und sicherlich auch den Kindern soviel Freude machen, entspringen dem eingewurzeltten Bewegungsdrang und der Lust an der Klangwirkung. Dieses experimentierende akustische Spiel ist die notwendige Vorübung zur Erlernung der Sprache. Mit der Sprache aber zu spielen, das reizt Kinder und Erwachsene, besonders aber die echten Kinder unter den Erwachsenen, die Dichter. Als lustvoller Effekt wird bei allen Völkern der Gleich- oder Reimklang empfunden. Die Reim- und Alliterationsspiele zeigen, wie Kinder und Künstler oft aus ähnlichen Voraussetzungen heraus schaffen, wie nahe Spiel und Kunst verwandt sind. Wenn wir die an sich nicht sehr sinnvollen Verse hören:

Hinter's Hasen Hasenhaus hängen hundert Hasenhaus
Hundert Hasen hängen haus hinter's Hasen Hasenhaus,

so gibt es wohl wenige, die nicht wie einst als Kinder durch ein leichtes Lustgefühl bewegt werden, diesen Vers mehr als einmal sich vorzusagen, mit dem bloßen Klang zu spielen. Warum aber gibt es in jeder Sprache Sätze wie den vom Kottbusser Postkutscher, der den Kottbusser Postkutschkasten pußt? Hier ist doch sicherlich weder Schönheit, noch Leichtigkeit des Versmaßes, noch Flüssigkeit der Laute. Mit solchen Sätzen wird gespielt, weil sie eben schwer sind. Sieger im Kampf mit widerstrebenden Elementen zu sein, das reizt den Kampftrieb, erhöht das Persönlichkeitsbewußtsein und wirkt lustvoll. So sehen wir überall die älteren Kinder sich im Schnellsprechen üben, im Verrenken aller möglichen Worte, im sinnlosen Geplapper, das aber gar nicht so sinnlos ist, wie es den dummen Erwachsenen meist scheint, das man ein Turnen und Hüpfen, Klettern, Schwingen und Purzeln der Sprachwerkzeuge nennen könnte. Wie dem künstlerischen Spiel neben der Vokal- die Instrumentalmusik dient, so auch dem kindlichen Spiel, nur daß Geräusche fast noch beliebter sind als Töne. Kinderspielzeuge wie Klaffen, Knarren, „Reitschen“ finden sich bei primitiven Völkern wie bei den höchstentwickelten. Berühmt ist die Erzählung Goethes, wie er als kleiner Junge Geschirre und Töpfe zum Fenster hinauswarf und sich freute, „daß es so lustig zerbrach“. Hierbei mögen außer der Freude am Klappern allerdings noch andere Motive mitgewirkt haben, sicherlich auch die sogenannte „Freude am Ursachsein“. Tief in der menschlichen Natur liegt es begründet, die Macht über die Dinge der Außenwelt spielend zu genießen, und nicht nur Knaben küssen gerne Disteln. Jedem macht es Freude, Veränderungen, Wirkungen zwecklos hervorzurufen, bloß um sich seiner Fähigkeit lustvoll bewußt zu werden. Das Fallen und Schweben, Zerspringen und Klappern der Töpfe mit der eigenen Hand und dem eigenen Willen hervorzurufen, war wohl für den Knaben Goethe zunächst — denn später reizte ihn der Beifall der Zuschauer — das treibende Motiv.

Mit den Lichtempfindungen spielen die Kinder schon von den ersten Wochen an. Nur durch spielende Übung werden sie fähig, die so unendlich komplizierte Tätigkeit des Sehens selbstverständlich auszuüben. Aber auch Erwachsene spielen mit Licht- und Farbenempfindungen. Sprache, Kunst und Religion und noch besser das tägliche Leben lehren, wie leuchtend die Menschen sind, und wie das Licht zur Erhöhung der Stimmung und als Sinnbild des Guten und Schönen dient. Wir genießen Licht- und Farbenreize in der Kunst und Naturbetrachtung, wir geben uns große Licht- und Farbenfeste bei Illuminationen und Feuerwerken; ja auch einen großen Brand schildert der unbeteiligte Zuschauer sehr bezeichnend als „schaurig-schönes Schau-Spiel“.

Auch das Gehen lernt der Mensch zunächst spielend, können es aber die Kinder einmal richtig, dann werden zum Zweck des Spiels künstliche Schwierigkeiten geschaffen, wie Hüpfen auf einem Bein, an einem Bordstein entlang wandern, Himmel-

und Höllespielen, Stelzenlaufen, Seiltänzen und sofort. Gewöhnlich aber werden die Geh- und Lauffspiele nicht ihrer selbst wegen gespielt; die wesentlichen Antriebe erhalten sie von der Kampflust, d. h. es sind soziale Spiele. Worin aber beruht bei Bewegungen wie dem Schaukeln, Reiten, Segeln, Fliegen und Stilaufen — wenn man vom Kampfmoment und der Freude an der Gefahr zunächst abliest — worin besteht das ganz körperliche Lustgefühl? Wahrscheinlich darin, daß man die gewohnte Erdschwere und regelmäßige Langsamkeit verliert, daß der körperliche Machtbereich gewaltig erweitert wird, daß die erhöhte Beherrschung der Natur das Selbstbewußtsein steigert, manchmal bis zu dithyrambischer Stimmung. Einen „göttergleichen Lauf“ nennt Faust das Fliegen, und ein orientalisches Sprichwort sagt, das höchste Glück auf der Erde liege auf dem Rücken der Pferde. Ja, schon die Vorstellung, Ursache einer solchen Ueberwindung der Schwere zu sein, wirkt lustvoll: Das Dragensteigenlassen ist sicher eines der schönsten Knabenspiele.

Die Freude am Ursachsein ist es wohl auch, die die Kinder veranlaßt, alles, was ihnen in die Hände kommt, kaputt zu machen. Oft kommt noch Witzbegier und manchmal auch Grausamkeit hinzu, vernünftige Eltern haben aber längst vor den Psychologieprofessoren eingesehen, daß es besser ist, den Kleinen unschädliche Dinge zum Zerstören zu geben, als durch Angst und Prügel ganz natürliche Triebe zu unterdrücken. Denn auch das Gegenmittel hat die Natur bereit: dieselbe Freude am Ursachsein kann befriedigt werden im aufbauenden Spiel, in der Betätigung des Gestaltungs- und Bautriebes. Aus Sand zu bauen, zu modellieren, Burgen aus Stühlen und Tischen zu verfertigen, alle diese beglückenden Beschäftigungen entspringen der einen Wurzel: Urheber, Schöpfer sein zu wollen.

Die Freude, das geheime Hochgefühl, das man empfindet, wenn man eine Schwierigkeit gelöst hat, hat zur Entstehung einer ganzen Reihe von Geduldsspielen geführt, die bei Kindern, aber auch als Gesellschaftsspiele bei Erwachsenen äußerst beliebt sind: Eisenbeinstäbchen, die durcheinander liegen, zu entwirren, das Flohspiel, schwierige Fingerverrenkungen und ungezählte andere.

Betrachtet man, was allen Wurfspielen gemeinsam zugrunde liegt, so ergibt sich, daß dabei die menschliche Kraft nach außen projiziert wird, daß der sogenannte Aktionsradius des Armes oder Beines gewaltig erweitert werden kann, was natürlich beim primitiven Menschen eine mächtige Waffe im Kampf ums Dasein darstellt. Heute, wo wir so viel wirksamere mechanische Mittel haben, wird das Kampfmittel des Wurfs fast nur noch im Spiel verwendet. Fast alle Wurf- und Zielspiele sind nur eine Komplizierung dieses Triebes, den Machtbereich zu erweitern, mit Kampf- und Nachahmungsdrängen. Zum Werfen werden alle nur denkbaren Gegenstände verwendet, darunter auch der Speichel, der allerdings nicht von Arm oder Fuß, sondern von seiner natürlichen Behausung die Schnellkraft bezieht. Wer hat nicht schon — in seiner Jugend natürlich! — versucht, von einer Straßenüberführung herab in das Kamin einer darunter herfahrenden Lokomotive zu treffen und war stolz, wenn es gelang? Die verschiedenen Arten der Wurfspiele aufzuzählen, würde ein ganzes Buch füllen, es sei hier nur erinnert an die Eißscheiben, das Steintanzen auf dem Wasser, an das Kreisspiel, an die unzähligen Ballspiele, ans Billard und ans „Merwelespielen“. Fast alle sind mehr oder weniger als Kraftspiele, überall macht sich der Kampfinstinkt deutlich bemerkbar. Es ist hier der Ort, kurz auf den Unterschied von Spiel und Sport einzugehen. Zweifellos sind Fußball und Tennis, Rudern, Boxen usw. auch Spiele, aber sie haben noch etwas in sich, was sie deutlich aus den bisher behandelten Formen heraushebt. Man kann mit einem mathematischen Ausdruck den Sport die „Mechanisierungsform“ des Spielles nennen. Beim echten Sport, wo also noch nicht irgendwelche äußeren Zwecke des Erwerbes oder Gewinnes mitspielen, hat sich der Sportsmann innerhalb der Spielphäre einen Zweck gesetzt: die Höchstleistung, den Rekord oder die Meisterschaft. Ein immer mehr durchdachtes System von vorbereitenden Übungen — das Training — muß diesem Zwecke dienen. Ärzte, Psychologen und Praktiker arbeiten unablässig an der Gewinnung der zweckmäßigsten Methoden; Spieltechnik-taktik und Strategie werden ständig verbessert. Das Ideal ist (wenn man von der großen gesundheitlichen Bedeutung absteht) auch hier das unserer mechanischen Zeit überhaupt: die Erzielung der größtmöglichen Wirkung mit dem geringstmöglichen Aufwand.

Zweifellos werden bei allen bisher behandelten Spielen neben den körperlichen, die ästhetischen, geistigen und Willenskräfte geübt und entwickelt. Aber auch die höheren seelischen Anlagen werden ganz genau in gleicher Weise wie die niederen Funktionen zuerst im Spiel für den Ernst des Lebens ausgebildet, aber auch später noch vom reifen Menschen um ihrer selbst willen betätigt. Die Spiele mit reinen Bewußtseinsinhalten sind deshalb so fruchtbar und reizvoll, aber auch so lockend-gefährlich, weil sie jederzeit ohne äußere Mittel veranstaltet werden können. Die Phantastie, die eine so gewaltige Rolle beim Kind, beim Künstler, beim schöpferischen Gelehrten, ja auch beim Staatsmann spielt, sie ist auch bei sehr vielen Alltagsmenschen eine der häufigsten seelischen Betätigungen. Hem-

mungslose Tatmenschen, nüchterne Praktiker haben meist keine Ahnung davon, wieviel Zeit und Energie die sogenannten „schwachen Gemüter“ damit verbringen, sich je und je vorzustellen, wie es wäre, wenn dies und das anders gekommen wäre oder in Zukunft eintreten würde: Wenn sie einmal das große Los gewinnen, wenn sie die geliebte Frau besitzen, wenn sie zum Vereinsvorstand oder Abgeordneten gewählt würden, und was der höchsten Wünsche mehr sind. Wie viele Menschen würden das Brau des Lebens überhaupt nicht mehr ertragen, wenn sie sich nicht an Stelle der für sie nie erreichbaren realen Ziele Ersatzbefriedigungen schaffen; schwelgen in idealisierten Erinnerungsbildern, Lustschlösser, wie man's nennen mag, immer sind es Selbsttäuschungen, die der Träumer bewußt-spielen genießt. Wie die Phantasie sind alle andern Funktionen unseres Bewußtseins Gegenstand spielerischer Betätigung. Die Aufmerksamkeit, die Einstellung auf ein kommendes Ereignis, im Lebenskampf eine unentbehrliche Waffe, setzt als wesentliche Bedingung eine Spannung voraus, die ebenso wie die lustvolle Lösung um ihrer selbst willen, d. h. als Spiel genossen wird. Schnipp-Schnappspiel, „Verfiederles“, Hasardspiele gehören hierher. Die Vernunft, die Fähigkeit, logisch zu denken und zu urteilen, kommt bei all den Spielen zur Geltung, die darauf zielen, Ursachen zu erkennen, Probleme zu lösen, wie bei Schach- und Skatenaufgaben, mathematischen und mechanischen Scherzaufgaben. Auch das Lösen von Rätseln ist nichts anderes, als nach gewissen Merkmalen durch Logik oder Phantasie den Begriff zu finden. Je schwieriger die Aufgabe, desto größer der Stolz auf diese Fähigkeiten. Daß wir auch mit starken Gefühlserregungen, selbst wenn sie inhaltlich nicht lustvoll sind, spielen, wurde bereits erwähnt. Wer hat noch nicht das unwiderstehliche Bedürfnis gehabt, einen hohlen Zahn immer wieder mit der Zunge zu berühren, obwohl er wußte, daß jede neue Berührung schmerzhaft ist? Das Spielen mit schmerzhaften Vorstellungen ist etwas, was Dichter und Psychologen seit je gereizt hat. „Die Wonne des Leidens“, die vor allem tallosen, träumerischen Menschen eigen ist, scheint dadurch lustvoll zu sein, daß man die Erhöhung seiner Realität noch angenehmer

empfindet als die Langweiligkeit gleichmäßiger und ausgeglichener Gefühle. Man hat sehr treffend von einer Spaltung des Bewußtseins gesprochen, wobei das eine Ich, im tiefsten Grund seiner Sicherheit und Ruhe bewußt, die Erregungen des andern Ich wie ein Zuschauer genießt. Weltlichmerzliche Spielereien sind oft kennzeichnend für ganze Epochen in der Kulturgeschichte und auch in der persönlichen Entwicklung einzelner Menschen. Dem Spielen mit Todesgedanken im Zeitalter der Empfindsamkeit liegt wohl dasselbe Bedürfnis zugrunde wie der Aufsichtskartenromantik unserer Dienstboten, die die bekannte Nasenbank am Estergrub zu willkommenen Tränen reizt. Die Fähigkeit, fremde, erdichtete Seelenschmerzen mitzuleiden, genußreich mitzufühlen, ist aber auch eine notwendige Voraussetzung aller tragischen Kunst, ein weiterer Hinweis, wie eng verwandt Spiel und Kunst sind. Aber auch die Unterschiede darf man nicht vergessen. Furcht und Mitleid, glaubte Lessing, rufen beim Zuschauer der Tragödie eine Reinigung dieser Affekte in der Weise hervor, daß sich diese Affekte in tugendhafte Fertigkeiten verwandeln. Im Spiel, wo es sich oft auch um eine eingebildete oder nacherlebte Furcht handelt, scheint eine solche ethische Wirkung nicht stattzufinden. Wenn wir z. B. an einem hohen Turm herabblinden und uns vorstellen, wir fielen hinunter, wenn wir den halbschwerischen Kunststücken eines Akrobaten oder Dachdeckers zusehen, wenn ein Kind in ein dunkles Zimmer geht, um das Gruseln zu lernen, so ist die Absicht stets, sich am Widerstreit und der Spannung der Gefühle zu erfreuen.

Daß man auch mit dem Willen spielend experimentieren kann, ist allgemein bekannt. Wenn man sich gegenfettig ansieht, ohne zu lachen, freiwillig Schmerzen aushält, ohne eine Miene zu verziehen, so handelt es sich darum, die natürlichen, instinktiven Reaktionen zu unterdrücken, sie einem wirklichen oder angenommenen Vernunftziel, oft auch reiner Unvernunft, völlig unterzuordnen. Sehr treffend nennt die Studentensprache Leute, die solche Spiele vorzugsweise betreiben „Willensathleten“, wenn sie gar damit großtun, „Willensproben“.

(Schluß folgt.)

Karl Hofmann / Aus dem Leben eines Karlsruher Offiziers (1810—1812).

Es ist kein berühmter Name, um den es sich hier handelt, auch werden keine weltbewegenden Ereignisse geschildert; trotzdem dürften die folgenden Zeilen nicht uninteressant sein, da sie einen Einblick gewähren in das Tun und Treiben eines jungen Karlsruher Offiziers in jener trostlosen Zeit vor etwas mehr als hundert Jahren. Die Schilderung mag dazu beitragen, das Kulturbild aus jener Zeit durch einige neue Züge zu ergänzen.

Der junge Offizier war Maximilian von Droß, der im Jahre 1805 durch den Tod seines Vaters, des Oberleutnants von Droß, vollständig verwaist war. Der Vater war als pfalz-bayrischer Offizier in Würzburg gestorben. Auf Veranlassung des Oheims und Vormunds wurde der junge Maximilian v. Droß in Amorbach bei dem kath. Geistlichen Wagner erzogen. Als aber der Vormund, der Oberamtmann v. Kessel in Borberg, im Januar 1806 nach Mannheim verzog, nahm er den damals 14jährigen Knaben mit sich und brachte ihn dort auf die Militärschule. Maximilian v. Droß sollte, was sein Vater gewesen, Offizier werden. Wer seine dortigen Lehrer waren, geht aus einer Rechnung vom 25. September 1810 hervor: Es war der Oberleutnant im 2. Füsilierregiment Erbgroßherzog v. Krapp und v. Bilgenau, „Major à la suite und Professor der école militaire“, wie er selbst unterzeichnete. Junker v. Droß schuldete ihm für die letzten 3 Monate noch das „Lehrgeld“ von vier Gulden monatlich.

Da hier gleich von Schulden des Junkers die Rede ist, mag auch erwähnt werden, daß der Vermögensverwalter, der damalige Kollektor Weidum in Borberg (der Vater des späteren Domkapitulars Weidum in Freiburg) den jungen Mann, wie es scheint, ziemlich kurz hielt, während der angehende Offizier eben mit den knappen Zuschüssen nicht auskam. Als dann Junker Maximilian v. Droß im Herbst 1810 seinen Standort Mannheim mit Karlsruhe vertauschte, gab es für Weidum in Mannheim eine Menge Rechnungen zu begleichen.

Wie es in Mannheim begonnen hatte, ging es auch in Karlsruhe, wo Max v. Droß vom August 1810 bis Mai 1811 als Fahnenjunker bei der „Großh. Badischen Leibgardie“ Dienst tat. Noch im ersten Monat seines Karlsruher Aufenthalts ließ er „12 Gulden in bar“ von dem Feldwebel Pfeiffer „für mathematische Stunden und zur Auszahlung seines Burschen“. Seine Wohnung hatte der Junker v. Droß bei C. E. Schulmann, dem er monatlich 7 Gulden zu zahlen hatte. Für Mittagessen stellte ihm der Zahlershofwirt Seeger für die fünf letzten Monate des Jahres 1810 eine Rechnung von 59 Gulden auf. Recht interessant sind auch die Preise, die aus einer Schneiderrechnung vom November 1810 hervorgehen. Samson Herrmann, so hieß

der Bekleidungskünstler, verlangte für drei Ellen blaues Tuch 22 fl. 30 Kr., für zwei Ellen weißes Tuch 14 fl. und für drei Ellen Leinwand nur 1 fl. 48 Kr., der Preis für anderthalb Ellen Kanewas betrug 54 Kr.

Für den Monat Februar stellte der Wirt zum goldenen Adler, Vorholz, eine lange Rechnung aus, die in ihren Einzelheiten als Kulturbild recht bemerkenswert ist. Es handelt sich dabei um Frühstück und Abendessen. Am 6. Februar hatte der Herr Fahnenjunker danach „zwei Portion Amlet und Sallat“ zu 28 Kr. und „1 Schoppen Wein 12 Kr., 2 Brod 2 Kr.“ Am 10. leistete sich v. Droß zwei gebratene Würste, 2 Brod und 3 Schoppen Wein, nachts dagegen „2 Portion Biefelamot und Sallat mit 5 Brod“, was für Frühstück und Abendessen 1 fl. 35 Kr. ausmachte. Am 11. Februar bestand das erstere aus zwei Portionen Butter mit Brod und 1 Schoppen, das letztere in „2 Portion Amlet, Sallat, 2 Brod und 2 Schoppen Wein“. Die bereits erwähnten Speisen wechselten dann weiterhin mit „Brieslein“, Schinken, „Spätzlein mit eingemachtem Kalbfleisch“ ab. Dabei ist noch zu beobachten, daß von der Mitte des Monats bis zum Ende die Tagesbeträge immer kleiner werden und im ganzen unter die Hälfte der Anfangsbeträge heruntergehen. Die ganze Monatsausgabe für Frühstück und Abendessen betrug 23 fl. 21 Kr.

Im November 1810 war Wilhelm Frey der Leibschneider des Fahnenjunkers. Dieser verlangte für ein Paar weiße lange Hosen 1 fl. 12 Kr., für „ein blau Gilet mit Cordeln eingefast“ ebensoviel. „Ein Paar lange blaue Hosen“ kostete 1 fl. 20 Kr., dagegen die Borden dazu allein 5 fl. 6 Kr.

Die Waschfrau Christina Krauß stellte für den März 1811 einen „Waschzettel“ mit 24 fl. zusammen. Den 13. März betrug die Rechnung: zu waschen 1 Hemd 5 Kr., „zwei Halsdiecher“ 4 Kr., „drei Nasdiecher“ 6 Kr., „ein paar wolne hosen“ 6 Kr., „ein handuch“ 2 Kr., 1 Krage 2 Kr., 2 paar Socken 3 Kr. und „zu flicken“ 4 Kr.

Der Schuhmachermeister Jakob Pöffler lieferte dem Junker v. Droß im April „ein Paar neue Schuh“ zu 2 fl. 36 Kr., und ein Paar Stiefel vorzuschuhlen kostete 3 fl. 24 Kr.

Einen sehr höflichen Ton schlug der „Caseller Koelle“ an, wenn er am 16. März 1810 schrieb: „Herr Junker Troß belieben für Zehrung zu entrichten 14 fl. 18 Kr.“

Eine andere Art und deutsche Rechtschreibung hatte „Combanie-Schneider“ Rastätter im April 1811. „Comde“ überschreibt er seine Rechnung, und fährt dann fort: „Vor Herrn Junker von Troß Leinwand gekauft 1 Ehl zu 36 Kr., ordenehre Leinwand a 26 Kr., Summa 4½ Ehlen 2 fl. 42 Kr., ordenehre Leinwand, Summa 1 fl. 57 Kr. Vor Schneider Arbeit das Par zu 36 Kr., Summa 1 fl. 12 Kr., Summa 5 fl. 51 Kr.“

Nicht minder interessant ist ein Schriftstück, das der „Schumacher“ Friedrich Stimm am 19. Januar 1811 dem Junker übergab. Danach verlangte er „Vor ein par Schu gefolt und geflegt 1 fl.“ und „ein par Neue Stiefel 10 fl.“

Für ein möbliertes Zimmer zahlte Fähnleinfürer v. Drost im Monat 7 fl., für „Holz und Lichter“ wurden ihm für drei Monate 7 fl. 44 Kr. angerechnet. Die „Conta“ ist mit schwungvoller Schrift von „Cathrina Babette“ ausgestellt und „Gottlieb Städtlein“ bescheinigt den Empfang des Betrages für „Frau Babettin“.

Gegen Ende des Monats Mai 1811 war auch dem Karlsruher Aufenthalt des Fähnleinfürers v. Drost ein Ziel gesetzt; er ging am 29. dieses Monats mit dem Regiment ins Feld, zunächst nach Ostpreußen. Von Mannheim aus schrieb Drost am 28. Mai an seinen Vormund Weidum in Boxberg: „Herr Kollektor! Sie werden vermutlich den Brief von dem Adjutant Pflüdersdorf empfangen haben, worin er Ihnen schrieb, daß das Regiment Erbprinzherzog, unter welchem ich stehe, als morgen in das Feld abmarschirt. Dieses erfuhr ich in Karlsruhe, wo ich alsdann schnell hierher mußte. Ich konnte in der Geschwindigkeit nur soviel bekommen, da sonst nichts mehr vorrätig war, diese langten beinahe nicht für Logis und Kost allhier. Sodann hatte ich keinen Kreuzer Geld im Sack, wo ich mir doch Kleidungsstücke und dergleichen Sachen immer im

Feld anschaffen muß. Ich wäre in Verzweiflung gerathen, wenn nicht ein Bekannter Freund, Kaplan König, mir 58 fl. bey einem Juden geliehen hätte, welche er in acht Tagen auf Ihre versprochen hat zurückzahlen. Ich bitte Sie also, schicken Sie das Geld um diese Zeit an Herrn Kaplan König in Mannheim; lassen Sie lieber jemand anders warten. Wenn Sie es aber bis dorthin nicht schicken, so werden Sie in Verlegenheit gesetzt, da es sonst auch größere Prozente zieht. Woran Sie schuld wären. Dann wenn Sie es einrichten, können Sie das Geld wohl schicken. Ihr Diener, v. Drost, Junker.“

Kollektor Weidum mußte auch diesen dringenden Wunsch erfüllen, wie so manche andere vorher. Als der Fähnleinfürer schon längst im Nordosten des Königreichs Preußen im Felde stand, flog dem Vormund auch von Karlsruhe aus ein ganzes Bündel nichtquittirter Rechnungen auf den Schreibtisch, die aber dann bis Ende Oktober 1811 ihre Erledigung fanden.

Der Fähnleinfürer Maximilian v. Drost, der übrigens ein guter Soldat gewesen sein muß, wurde noch im Frühjahr 1812 in Danzig zum Leutnant befördert und zeichnete sich noch vor dem Zug nach Rußland durch besondere Tüchtigkeit aus. Napoleons verwegenes Unternehmen gegen Moskau zog auch den badischen Leutnant v. Drost ins Unglück; er sah seine Heimat nicht wieder. Auf dem Rückzug erkrankte er in Wilna am Typhus und starb dort im Januar 1813.

Wilhelm Zentner / Der Deserteur.

Nach einem alten Volkslied.

Wer wird beim Frührottscheine
die Gäß' herabgebracht? —
Drei jung junge Husaren,
die desertirer waren
späthetmlich in der Nacht.

Wer kam ihnen bald entgegen? —
Ein schönes Jungfräulein.
Wie rief da laut der eine:
„Guten Morgen, du Barte, Feine,
Herzallerliebste mein!“

Das Mägdlein wollt' vorüber,
ihre Wang entfarbte sich,
da hielt er sie im Geben:
„Süßliebchen, bleibe stehen,
in eine Bitt für mich!“

„Und so die Bitt ich täte,
was brächt' sie mir für Glück?
Ihr zieht in fremde Lande
und laßt in Schmach und Schande
ein treues Herz zurück.“

„O nein, o nein, Feinsliebchen,
dasselbig tu ich nit;
will dich mir lassen trauen
zu einer ehelichen Frauen —
nur tu für mich die Bitt!“

Das Liebchen mußte sich wenden,
sie hielt's nicht länger aus
und lief mit Trauern und Weinen
zu Straßburg über die Steine
vor's Kommandantenhaus.

„Guten Morgen, gestrenger Hauptmann,
du hast gar große Macht,
so woll' auch mein gedenken,
die Gefangenen mir loslösen,
die desertirt heut Nacht.“

„Ach nein, du schöne Blonde,
ich schenke dir sie nicht!
Die Gefangenen müssen sterben,
sollen Gottes Reich erwerben —
so will es das Gericht.“

Rehrt sich das Lieb mit Klagen,
die Tränen strömen ihr,
und lief mit Trauern und Weinen
zu Straßburg wohl über die Steine
bis zur Gefängnistür.

„Husaren, seid ihr drinnen,
hört, was der Hauptmann spricht,
müßt alle drei verderben,
sollt Gottes Reich erwerben,
so fügt es das Gericht.“

Was zog sie aus der Schürze
verstoßen und verschämt?
„Nimm's hin, du Schlanker, Feiner,
Herzallerliebster meiner,
das sei dein Sterbehemd.“

Was zog er drauf vom Finger
und reichte durch's Gitter ihr?
„Nimm's hin, du Barte, Feine,
Herzallerliebste meine,
dies Ringlein schenk ich dir.“

„Was soll ich mit dem Ringlein,
Herztrauer, sag mir, sag?“
„Schließ es in deinen Kasten,
da mag es ruhen und rasten
bis auf den Jüngsten Tag!“

„Und küm ich an das Kästlein
und sah das Gold so rot,
das Herz müßt mir zerbrechen,
ich mücht mich selbst erstechen
und geben mir den Tod.“

Der Burische lächelt trübe,
gar traurig war sein Mut:
„Ach, Liebchen, jung an Jahren,
wann hast denn du erfahren,
wie bitter sterben tut!“

Drauf sprach das Mägdlein leise,
todtraurig war sein Mut:
„Bin ich auch jung an Jahren,
so hab ich hart erfahren,
wie bitter sterben tut.“

Sie reichten sich die Hände
zum allerletzen Mal;
kein Wort ward mehr gesprochen,
ihm ward der Stab gebrochen
beim Abendsonnenstrahl.

Man rief die drei mit Namen
und führte sie heraus;
Die Trommel ward gerührt,
„legt an!“ ward kommandirer —
da war das Lieblein aus.

Richard Curinger / Die Bitte ums Leben.

Ein Mensch trat vor das Leben und sagte: „Gib mir Leben!“

„Wo zu?“

„Ich will genießen!“ antwortete der Mensch.

„Dafür lohnt es sich nicht, zu leben.“

Da besann sich der Mensch, kam wieder und bat: „Gib mir Leben!“

„Wo zu?“

„Ich will erkennen!“

„Dafür lohnt es sich nicht, zu leben.“

Da besann sich der Mensch noch einmal, kam wieder und bat:

„Gib mir Leben!“

„Wo zu?“

„Ich will leben!“ antwortete der Mensch.

Das Leben lächelte und fragte: „Was nennst du: leben?“

„Ich weiß es noch nicht. Aber gib mir Zeit!“

Da sagte das Leben: „Ich gebe dir Zeit. Aber die Zeit bleibst mein.“

Und es ließ ihm zehn Jahre.

* * *

Als die zehn Jahre verstrichen waren, trat das Leben vor den Menschen und sagte: „Die Zeit ist um. Gib sie mir zurück!“

„Ich habe sie nicht mehr“, antwortete der Mensch, „aber ich habe einen Wunsch. Nimm du den Wunsch statt der Zeit!“

„Welchen Wunsch?“
 „Gib mir noch Zeit!“
 „Wozu?“ fragte das Leben.
 „Ich will w a c h s e n!“
 Da nahm das Leben den Wunsch statt der Zeit und gönnte ihm neue zehn Jahre.

Als die zehn Jahre verstrichen waren, trat das Leben vor den Menschen und sagte: „Die Zeit ist um. Gib sie mir zurück!“
 „Ich habe sie nicht mehr,“ antwortete der Mensch, „aber ich habe einen Wunsch. Nimm du den Wunsch statt der Zeit!“
 „Welchen Wunsch?“
 „Gib mir noch Zeit!“
 „Wozu?“
 „Ich will v e r s c h e n k e n!“
 Da nahm das Leben den Wunsch statt der Zeit und gönnte ihm noch einmal zehn Jahre.

Als die zehn Jahre verstrichen waren, trat das Leben vor den Menschen und sagte: „Die Zeit ist um. Gib sie mir zurück!“
 „Ich habe sie nicht mehr,“ antwortete der Mensch, „aber ich habe einen Wunsch. Nimm du den Wunsch statt der Zeit!“
 „Welchen Wunsch?“
 „Gib mir noch Zeit!“
 „Wozu,“ fragte das Leben.
 „Ich will m i c h w a n d e l n!“

Da lächelte das Leben und sagte: „Warum willst du dich wandeln?“

„Damit ich bleibe,“ antwortete der Mensch, „denn ich stirbe.“
 Da nahm das Leben den Wunsch statt der Zeit und gönnte ihm noch dreimal zehn Jahre.

Und als die zweiten dreißig Jahre verstrichen waren, trat das Leben vor den Menschen und sagte: „Die Zeit ist um. Gib sie mir zurück, so will ich dir noch einmal dreißig Jahre geben; die schenke ich dir!“

„Diesmal habe ich keinen Wunsch,“ antwortete der Mensch, „sondern ein Werk.“ Da nahm das Leben das Werk und schenkte dem Menschen die dreißig Jahre.

Als aber auch diese verstrichen waren, kam der Mensch selbst zum Leben und sagte: „Diesmal bringe ich dir das Kostlichste, sieh nur: die Weisheit des Werkes!“

Da erstaunte das Leben, wunderte sich, und erkannte sich selbst im Gesichte des Menschen.

„Ich habe nur eine Gabe,“ erwiderte das Leben, „die deine aufwiegt, nimm hin!“

Diesmal aber gab es dem Menschen nicht Zeit, sondern sie nahm ihm die Zeit.

Da erstaunte der Mensch, wunderte sich, und erkannte sich selbst in der Gabe des Lebens.

B e n e d . S c h w a r z / A u s w a n d e r u n g .

Im Schlosse zu Königsbach befindet sich ein altes Gemälde von 180/180 Zentimeter Größe, welches einen alten Mann und eine alte Frau in fremdländischer Tracht darstellt. Der Greis hält einen Maistollen in der Hand, die Greisin sitzt und hat zu ihren Füßen eine Kabe. Im Hintergrunde bemerken wir eine Art Blochhütte, Felder, Wiesen und Gebirge. Das Gemälde trägt die Inschrift:

„Janos Kovin, alt 172 Jahr u. dessen Eheweib Sara, alt 164 Jahr, graec. rit., verheiratet 147 Jahr. Beide gebürtig und wohnhaft Rodova in dem Karaschbiser District, Temesvarer Banats. Deren leibl. 2 Söhne u. 2 Töchter noch im Leben. Der jüngste Sohn bey 116 Jahr. Dieser hatt 2 Urentel, davon einer 85, der ander 27 Jahr alt.“

Zum voraus möchte ich bemerken, daß ich durch Nachforschungen feststellen konnte, daß sich in der Inschrift bezüglich der Ortsbezeichnungen zwei Fehler befanden; „Rodova“ ist als „Vorlova“ und „Karaschbiser“ als „Karamscheser“ zu lesen. Das Gemälde trägt nirgends eine Jahreszahl und keinen Urhebernamen; doch ist aus Schrift und Darstellung zu schließen, daß es im 18. Jahrhundert entstanden ist.

Im Schlosse selbst konnte mir niemand Auskunft über das Bild geben; die Frau Baronin v. St. A. teilte mir mit, daß ein gleiches Gemälde sich im Schlosse zu Kresbach D.M. Neudorf befindet, das auch der Familie v. St. A. gehört. Im Archiv findet sich auch kein Altentuch, das Aufschluß über das räthelhafte Gemälde geben könnte. Ich mußte also meine Nachforschungen nach anderer Seite beginnen; zunächst schlug ich in Huselands „Matrobiott“, d. i. „die Kunst, das Leben zu verlängern“ nach, um feststellen zu können, ob er unter seinen Beispielen von Langlebigkeit dieses abnorme verzeichnet habe. Er erwähnt — das Buch ist 1797/98 geschrieben — den 144 Jahre alten Mann aus Cornwallis, den 146jährigen Dänen Draakenberg, auch eine Person mit 156 Jahren, was er als das Beispiel höchsten Alters bezeichnet. In dem betreffenden Kapitel bemerkt er „Vorzüglich sind einige Gegenden in Ungarn durch ihr hohes Alter berühmt“, hat aber dafür keine Beispiele. Nach einer Statistik von Haller, die Huseland zitiert, finden sich im Alter von 130 bis 140 Jahren 15, von 140 bis 150 Jahren 6 Personen und nur eine im Alter von 169 Jahren.

Nunmehr wandle ich mich an den Amtsarzt Dr. Buro in Temesvar, mit welchem ich durch die „Beiträge zur Geschichte der Auswanderung aus Baden“ bekannt geworden bin und in Briefwechsel stehe. Er teilte mir mit, daß das Ehepaar Kovin in der Tat im 17. und 18. Jahrhundert in Vorlova gelebt hat, und daß es in alten Schriften über das Temesvarer Banat erwähnt wird. Dr. Buro kennt den Ort Vorlova von seiner amtsärztlichen Tätigkeit her und glaubt, daß die auf dem Gemälde vorkommende Holz- oder Blochhütte dieselbe sein dürfte, wie sie heutzutage noch in jeder romanischen Gegend gebaut werden und zu sehen sind. Dr. Buro wird die Nachforschungen

*) Erschienen in der „Sonntags-Zeitung“ des Karlsruh. Tagblatt 1914 Nr. 7-10 und abgedruckt in „Von der Heide“, Monatschrift für Kultur u. Leben. Organ der Karpathendeutschen, Temesvar 1914, S. 7-12.

über diese abnorm alten Leute fortsetzen; ob er urkundliche Feststellungen machen kann, wird in Anbetracht dessen, daß in jenen Gegenden und in jenem Zeitalter Kulturlosigkeit und Analphabetismus herrschten, wohl sehr zweifelhaft sein.

Eine andere Frage ist die: Wie ist das Gemälde nach Königsbach gekommen? Das in Kresbach kann ja eine Kopie sein. Unter den Ahnen der Freiherrlich v. St. Andreischen Familie in Königsbach war ein hervorragender Kriegsmann, Ernst Philipp von St. André, welcher im 18. Jahrhundert auf den Kriegsschauplätzen im Osten Europas tätig war. Da wäre es wohl möglich, daß ihm das Gemälde als besondere Rarität gefiel und er es in die Heimat schickte. Möglich auch, daß dieser Herr v. St. André, der österreichischer Generalfeldzeugmeister war, dieses alte Ehepaar kennen lernte und es malen ließ. Es ist ziemlich sicher, daß er mit dem damaligen Banater Gouverneur, dem Grafen Mercy, welcher aus Lothringen stammte, näher bekannt war. Auch durch diese Bekanntschaft kann das Gemälde in seinen Besitz gekommen sein.

Für mich war die Frage, ob vielleicht das alte Ehepaar Kovin in Vorlova einer aus Deutschland eingewanderten Familie angehörte, von großer Wichtigkeit, weshalb ich das Freiherrlich v. St. Andreische Familienarchiv nach dieser Richtung hin durchstöberte. Da fand ich allerdings Akten über Auswanderung aus Königsbach nach dem Osten, die aber mit dem Gemälde kaum im Zusammenhang stehen dürften, deren Inhalt jedoch unsere Leser sicher interessieren dürften.

Schon in den 1790er Jahren setzte in Königsbach, wie aus den Akten über Vermögensliquidation von Ausgewanderten hervorgeht, eine Auswanderung nach dem Osten, insbesondere nach Preussisch-Polen, ein. Mehrere Nachrichten finden sich aus dem Jahre 1801, in welchem Jahre folgende Königsbacher auswanderten: Joh. Georg Pfeiffer und Frau, Johann Schneider mit Familie (6 Köpfe), Michel Seufert, genannt der Portugaller, mit Frau, Adam Wöfler und Frau, Jakob Friedrich Seefried und Angehörige, Joh. Georg Saller, Kraft Gasler, Konrad Seefried mit Familie, Georg Jakob und Konrad Föller, Jakob Traut und Familie.

Die meisten dieser Familien ließen sich nieder im südpreußischen Domänenamt Fabianice bei „Puteikau“ und gründeten dort eine Kolonie, welche sie „Neu-Königsbach“ nannten. Ich konnte die Orte weder im Lexikon, noch auf der Karte finden; Herr Geh. Rat Dr. Groos sagt mir, es sei die Gegend zwischen Warschau und Lodz.

Wie es diesen Kolonisten auf der Reise und im neuen Heim erging, das berichtet uns am besten folgender Brief des Konrad Seefried vom 25. Juni 1803 an seine Angehörigen in Königsbach. Er lautet:

„Meinen freundlichen Gruss an Euch Herz viel tausend geliebte Brüder! Nun bin ich benüthigt Euch zu berichten, wie meine Reise abgelassen ist, und wie es mir auch sonst gehet. Meine Reise ist — Gott sey es gedankt — glücklich abgelassen, und gesund haben wir sie alle überwunden, und meine Pferd

haben es auch sehr gut ausgedauert. Wir sind den 8ten May schon in Halisch angekommen, wir sind in Ehringen auf die Halische Kammer geschrieben worden, wir seynd in Halisch 4 Tage gewesen auf der Kammer, dann haben wir die Resolution erhalten, es wähe kein Platz wirklich ausgemessen vor uns, wehlen wir alle in der 2ten Klasse seyn, und wir vielen Platz bekommen müssen, so mühten wir nach Warschau reisen, da wähe noch Platz genug vor uns, wo wir werden unterkommen. Es wahr gut, wir machen die Reise nach Warschau, da haben wir noch 30 Meyl gehabt; unterwegs aber treffen wir unsere Landleute an, nehmlich den Jakob Krauß und Georg Adam Schöner und den Leonhart Schöner und den Schreiner Hufst von Wessingen. Da haben wir unser Fuhrwerk und unser Weib und Kinder gelassen und seynd nach Warschau; unterdessen haben sie sich auf der Halischen Kammer wieder anders besonnen und schreiben wieder nach Warschau, man sollte uns wieder zurückwehnen, sie hätten uns einen Platz ausersuchen, sie sollen uns an das Amt Fabianitz schicken. Da haben wir wieder 15 Meyl zurück gemüht; jetzt aber seynd wir — Gott sey es gedankt — auf einem sehr guten Platz. Es hat ein jeder eine Hube Land bekommen, das ist 30 Morgen, aber nach dem deutschen Maß ist es mehr als 36 Morgen; es ist aber lauter Waldung, den müssen wir ausrotten, aber es bekommt ein jeder von seiner Hube Land 350 Thaler Rottgeld, und der Thaler hat 24 gute groschen. Daß muß ich Euch schreiben, daß wir zu arbeiten genug haben, aber es thut uns nicht leid, denn was wir arbeiten, das ist vor uns. Wir hätten in Königsbach gern so gearbeitet, wann wir nur solche Arbeit gehabt hätten. Wann uns der liebe Gott gesund läßt, so wollen wir auf das spetzjahr einsehen (säen!), daß wir auf das andere Jahr brod haben. Einpflanzen haben wir nichts mehr können, als noch ein wenig Erdbirnen und ein wenig Ruckkräuter, denn wir sind am Pfingstmontag Erst auf unsere Coloni kommen. Wir haben eine neue Coloni angefangen, es sind unsere 16 familien auf einmahl miteinander hingekommen; aber es fehlen noch viele; denn es sollte noch 150 familien stark werden. Ich muß Euch schreiben, daß wir einen sehr guten boden haben und holz genug aller gattung, wann ihr nur das hättet, was wir im Wald verbrennen, ihr hättet holz genug. Es sind von Königsbach beyammen, ich Conrad Seefried und Jakob Friedrich Seefried und Kraft Gäßler, Christoph Richter, Michael Senfert. Nun kan ich mit David sprechen: Der Herr hatt großes an uns gethan, des sind wir fröhlich. Nun will ich Euch lieben brüder noch bitten, ihr möchtet doch so gut sein und möchtet mir doch genau Obacht tragen, daß ich nicht so grausam betrogen werde, den das Amt hat mich grausam betrogen, daß liegt mir immer in meinen Ohren. Noch eins muß ich Euch schreiben, daß ihr mir das Geld, was ich hätte sollen bar mitnehmen, nehmlich 200 fl. davon hab ich empfangen 122 fl. also restiert mir noch 78 fl. Das thut mir doch besorgen bis auf das spetzjahr. Ich werde Euch wiederum schreiben, wo ihr es hinschicken sollt; denn ich bin auch willens, meine Profession zu treiben, ein Häußlein hab ich mir schon aufgebaut, daß ich wohnen kann auf meiner Coloni, und auf das jahr bekommen wir auch unsere Häuser und scheuren vom König, und auch unser vlieh und schif und geschir und unsere Coloni thut den Ortsnamen erhalten Neukönigsbach.

Gute Nacht, Gott wird belohnen, was ich nicht mehr selber kann, Eure Treu wird Gott belohnen dafür was ihr mir gethan. Ich bin jetzt aus vollen Leyden, alles, alles ist vollbracht, ich bin nun in vollen Freuden, lebet wohl zu guter Nacht. Also sendt Ihr lieben brüder und Schwester, Schwäger und geschwewen und bede Schwieger Eltern und hauptsächlich noch meinen lieben Schwager Johann Philipp Kastner von mir viel tausend mal gegrüßt.

Conrad Seefried Colonist bei Curowitz im Amt Fabianitz und in der Kammer Halisch. Auf das Amt haben wir 3 Meyl und auf die Kammer 15 Meyl.

Datum den 25. Juni 1803.

in Süttpresen.

Caspar, Melchor, Balthes.***

Die Adresse lautet: „Dieser Brief zu kommen an Friedrich Seefried Bedermeyer in Königsbach bey Baden-Durlach, Franko bis nach Dutterstatt.“

* * *

Dieser Brief, aus welchem neben der Freude an den neuen besseren Verhältnissen das Heimweh nach dem alten lieben Königsbach herausklingt, trug dem Empfänger eine Vorladung vor das Königsbacher Stabsamt ein, und zwar wegen der Bemerkung „das Amt hat mich grausam betrogen“. Das Stabsamt verflagte auch den Absender bei der südpresen Regier, welche denselben vor den Stadt laden und ihn revozieren ließ.

In einem weiteren Briefe schreibt Georg Jakob Föllner in Neukönigsbach am 12. September 1803 nach Königsbach u. a.: „Nun will ich schreiben, was ich vor Bleh zu meinem Gut bekam, nämlich 2 Pferd, 2 Ochsen, 2 Küh, 2 Halbjährling, 6 Gänz, 8 Hühner, 1 Hahn, 1 Wagen, 2 Pflüg, 1 Egge . . . Absonderlich grüße ich den Schwager Daniel Großmüller, es wäre sein Glück gewesen, wenn er mit mir nach Polen gezogen wäre; denn er muß sich doch sein Lebtag in Königsbach plagen und das Ratsglöckle hören letzten. Wir aber sind 6 Jahre frei (von Frohn), wo wir kein Schüz hören oder sehen, und wenn 6 Jahre herum sind, so gebe ich von einem Morgen 30 Kreuzer und vom Haus 1 fl. (Steuer), so ist alles ausgemacht.“

Wenn das Königsbacher Ratsglöcklein läutete, mußten sich die Fronpflichtigen zur Fronarbeit einstellen; heute noch läutet in manchen Gegenden die Ratsglocke zu den Bürgerversammlungen. Mit dem Schüz ist der Feld- oder Waldschüz gemeint, den zu sehen nur der zu befürchten hatte, der in puncto furti (Diebstahl) ein böses Gewissen hatte.

Leider ist es mir bis jetzt nicht gelungen, über das Schicksal der Kolonie Neu-Königsbach bei Warschau Nachrichten zu erhalten. Wenn ein Leser dieser Zeilen im Weltkrieg in jene Gegenden gekommen und Näheres mitzuteilen imstande sein sollte, wäre ich ihm recht dankbar. Nachforschungen hierüber jetzt anzustellen, ist bei gegenwärtiger politischer Lage nicht gut möglich.

***, Durch die C. M. V. (Bl. 3 Königs) schicken heute noch die Bauern in vielen Gegenden Haus und Hof.

Karl Frank / Der Wallfahrtsstaler.

Eine Waldheimer Bauerngeschichte.

„Ich woach nit, wa des ischt, mit dene Kueje (Kühen); es hat wieder kont g'fresse und kont en Tropfe Milch gea“, sprach der Kochbauer und ließ sich ächzend auf die Bank sinken. Die Frau kam eben aus der Schlafstube, wo sie das kleine Kind besorgt hatte, und schlug ratlos die Hände zusammen. „Jeszes Gott, wa ischt au des“, jammerte sie mit leiser Stimme vor sich hin. „Du sottisch halt am End doch zum Tierarzt gau“, meinte sie kleinlaut.

„Gang mer eweg mit sellem rote Spizbue, er hat mi scho emol um die schönst Kue brocht, seller!“ brauste der Mann auf. „Es isch grad, wie wenn alls verhext wär“, sagte er nach einer längeren Pause wieder und schlug unwillig auf den Tisch, so daß der Kanarienvogel ganz aufgereggt zu flattern begann. Der Käfig hing gerade über dem Kopf des Bauern von der Decke herab. Die Frau, die kränklich und blaß aussah, zuckte zusammen und senkte wieder und sonn vor sich hin. Was sollte man nur machen? Alle Hausmittel waren schon versucht worden; sie hatte heimlich schon zweimal den Schäfer-Michel kommen lassen, der nicht nur geheimnisvolle Tränklein bereiten, sondern auch Hexen bannen konnte. Alles war umsonst gewesen, seit Wochen fraßen die Kühe nicht mehr recht und gaben fast keine Milch mehr.

Aus der Schlafkammer drang das laute Weinen des Kindes. Eilig erhob sich die Frau, um nach dem Kleinen zu sehen. Sie war ganz verängstigt und fürchtete, daß auch das Kind

noch krank werden könne, und sah schon nichts mehr als Unglück in allen Ecken. Früher war der Bauer ganz närrisch gewesen an dem Kind und war alle Augenblicke bei der Wiege gestanden, aber seit die Not im Stall war und ihm Tag und Nacht Sorge machte, daß er nicht mehr wußte, wo aus und wo ein, war ihm alles andere gleichgültig geworden. Mit verbissener Miene sah er zusammengeduckt auf der Bank. Ein großer, grauer Angora-Kater näherte sich ihm zutraulich und machte Miene, ihm auf den Schoß zu springen, doch ward er zu seiner großen Verwunderung durch eine entschieden unfreundliche Fußbewegung des Mannes verschreckt. Durch das Kindergeschrei angeregt, fing der Kanarienvogel wieder lustig an zu pfeifen. Mit einer mißmutigen Bewegung stand der Bauer auf, schaute einen Augenblick lang ratlos durch die kleinen Schiebefensterchen in den Grasgarten hinaus, gab sich dann einen Ruck und entfernte sich wieder aus der Stube. Er hatte nirgends mehr Raht und Ruhe. Die Lüre schlug so heftig zu, daß die Frau vor der Wiege wieder erschrocken zusammenzuckte und schwer aufseufzte. In sorgenvollem Sinnen wiegte sie das Kind und ihr selbst stand dabei das Weinen nur allzu nahe. Es kam ihr fast vor, als sei sie an allem Uebel schuld, als habe sie dem Kochbauer das Unglück ins Haus gebracht. Vielleicht hätte er doch besser die krumme Margreth geherrtet; der geriet ja immer alles, trotz ihrem bösen Maul. Und sie sann hin und her, wie sie das Unheil beschwören könnte, sie wollte ja gerne jedes menschenmögliche Opfer bringen.

Unwillkürlich trat sie vor den sogenannten „Glaschrank“ hin, ein kleines Schränkchen mit gläsernen Türen, das in die Wand eingelassen war, und ließ ihre Blicke prüfend über die Schätze gleiten, die ihr von den drei Fächern entgegenglitzten. Es waren aber lauter recht bescheidene Kostbarkeiten, denn auch hier war nicht alles Gold was glänzte. Da standen ein paar silberblinkende Leuchter aus Glas mit halb heruntergebrannten Kerzen, die Sterbekerzen ihrer Eltern; daneben beteten ein paar bunte Mariensgürchen, die sich nur durch ihre Größe voneinander unterschieden. Die könnte man vielleicht in die Kapelle, oder in Bildstöcke stiften, überlegte die Frau, indessen fühlte sie selbst, daß dieses Opfer sie doch allzu leicht ankommen würde. Auf einer bemalten Tasse standen die ihr unverständlichen Worte: „I love you“ und auf dem Gegenstück dazu war zu lesen: „Forget me not!“ Es waren Andenken von einer Schwester, die in Amerika drüben verheiratet war. Mit einmal leuchteten die Augen der Frau auf. Sie erblickte ein kleines offenes Kästchen, in dessen weißes Seidenfutter ein glühender Silbertaler mit zwei schön geprägten Köpfen gesteckt war. Das war ein Erinnerungstaler, den ihre Gotte einmal von der alten Fürstin bei einem festlichen Anlasse bekommen und immer in hohen Ehren gehalten hatte. Sie selbst hatte den Taler von der Gotte zur Firmung geschenkt erhalten, und die Gotte hatte dabei gesagt, es sei ein Glückstaler. Die Bäuerin öffnete jetzt den Glaskasten und langte das wie neu funkelnde Geldstück heraus. Mit kindlicher Freude betrachtete sie die schöne Münze und dachte dabei an die gute Gotte, die nun auch schon auf dem Kirchhof lag. Draußen ließen sich Schritte hören, und mit hastiger Bewegung barg die Frau den Taler in ihrer Tasche.

Der Bauer kam die Treppe vom Oberstock wieder herunter und rief der Magd. Aber die Marie hörte nichts. Sie hatte eine kleine Wäsche auf der Wiefe hinter dem Hause aufgehängt und drückte sich nun schon seit über einer halben Stunde, trotzdem ihr Geschäft längst beendet war, hinten bei dem großen Hüllundergebüsch herum. In ihrer Nähe aber, ängstlich darauf bedacht, vom Hause aus nicht gesehen zu werden, stand die „krumme Margreth“ und schwakte eifrig, aber leise auf sie ein.

„Nein“, erklärte jetzt die Marie, „ich tue's um alles in der Welt nimmer, ich ka des Glend nimmer mit anseh und ich fürcht mer Sünd, es isch nit recht. Heut Morge han i's nomol tue, aber jeh tue i's nimmer.“

„Du bist e dummi Kueh“, erwiderte erregt die krumme Margreth; „du wirst doch kei Verbarmes mit dem ha. Wie hat der mir's g'macht? Wo er Wittma g'fi isch hat er mir's Hürote versproche, oder doch so guet wie versproche und noch her, wo ich ihm's Sach anderhalb Johr lang tue gha ha, lot er mi hude und nimmt en anderi, wo mir's Wasser nit biete ka. Rai, der duuret mich nit und wenn ihm alles higohit. Do häsch wieder wo dere Salz, wo de Kueje uns Muhl riebe muescht und von dem Pulver, um es i's Fuetter z'lete, no wurd er scho zahm werre, der stolz Kochbürlima.“

„Rai, ich tue's nimmer, ich tue's nimmer“, wehrte sich die Marie.

„Los“, schmeichelte nun die krumme Margreth, „min Vetter, der Bach-Josepp, hat mi jeh scho dreimol noch D'r g'froget. Er nimmt Di ganz g'wis, ich sorg D'r desür.“ Ganz unwillkürlich bekam die Marie glänzige Augen und zupfte unentschlossen an ihrer blauen Zwilchschürze. Die Margreth schob ihr jetzt blitzschnell etwas in die Tasche und hinkte dann eiligst davon, indem sie geduckt den Graben entlang schlief, bis Feld- und Wiejenäume sie den Blicken entzogen. Sie hatte wohl vom Hause her die Stimme des Kochbauern rufen hören.

Die Marie aber ging, als die Sinkende nicht mehr zu sehen war, mit rotem Kopf, von zwiespältigen Gedanken durchstürt, dem Hause zu. Man muß schlau sein, dachte sie schließlich. Der Bach-Josepp lag ihr schwer im Sinn, und es war am Ende unflug, es mit der böien Margreth ganz zu verschütten. Man konnte ja schließlich tun, als ob man ihr zu Willen wäre und das Mittel doch nicht anwenden. Es wirkte eben dann einfach nicht mehr. Im Hause wurde die Marie vom Bauer mit Schelten empfangen. In ihrem Schuldbewußtsein ließ sie alles schweigend über sich ergehen.

Am späten Nachmittag desselben Tages, es war ein Samstag, ging die Kochbäuerin mit einer bunten Strohtasche am Arm die Dorfstraße hinauf. Am äußersten Ende des Dorfes stand in einer kleinen Mulde ein altes graues Holzhäuschen, eigentlich war's nur eine Hütte. Dort hauste die alte Brunnerin mit ihrem Enkelsohn, den eine ledige Tochter der Brunnerin aus der Stadt gebracht und dagelassen hatte. „Hoffentlich ist sie zu Hause“, dachte die Kochbäuerin vor sich hin, als sie um das Häuschen herumging, denn der Eingang besand sich auf der von der Straße abgekehrten Seite. Aber sie hatte Glück, die alte Brunnerin stand gerade vor dem Haus und spaltete Holz. Auf der ausgetretenen Steinstufe vor dem Häuschen aber lag ein kraushaariges Büblein und hatte auf den Knien eine Schiefertafel und in der Hand einen Griffel und wollte ein

Büblein abzeichnen, das vor ihm im Grase stand, aber nie stille hielt, sondern immer mit dem Köpflein gegen die Schiefertafel stieß.

Die Brunnerin erhob ihr rotes Gesicht mit den lustig-grellen Augen und sagte, ohne erst lang einen Gruß abzuwarten, in ihrer sprudelnden, kurzgehackten Redeweise: „Tag, Kochbürlima, wa isch los, wa mueh i?“

„Guten Tag, Brunnerin“, antwortete die Kochbäuerin; „wie geht's Euch?“

„Ha, wie wird's gau, wie's de arme Lüt goht. Aber, wa ka me klage, wemmer g'sund isch?“

„Ja, ja, Brunnerin, Ihr seid zu beneiden um Eure Gesundheit. Unserins geht's nicht halb so gut. Ich hätte ein Anliegen: Ihr habt's gewiß schon gehört, was wir für eine Not mit unserer Bar' (Vieh) haben. Die Kühe fressen nicht mehr und geben keine Milch. Es ist ein rechtes Glend. Nun hab ich Euch fragen wollen, ob Ihr nicht morgen für mich wallfahrten geh'n wollt und . . . „hä, worum nit? Sell ka ich scho“, hatte die Brunnerin geschäftig und unternehmungslustig dazwischen.

„. . . und dabei sollt Ihr ein paar Rosenkränze beten und den Taler, den ich da eingewickelt hab, in die Opferbüchse legen.“ Die Brunnerin griff gleich nach dem Gegenstand und wickelte auch schon das Papier auf. Als ihr die nagelneue Münze mit der schönen Prägung entgegenfunkelte, rief sie verwundert: „Und des wend Ihr hergea? Des isch doch g'wis no e recht kostbers Andente?“

„Ja, das schon, Brunnerin, aber gerade deshalb will ich's opfern, es nützt mich ja alles nichts, wenn's nicht anders wird. Wickelt's nur wieder ein und legt es so in den Opferstock und betet recht, daß es was hilft“, antwortete die Bäuerin. „Da hab ich auch gleich etwas für Euch mitgebracht.“ Die Brunnerin sagte geschwind ihre Schürzenenden zusammen und hielt sie wagrecht von sich, so daß eine recht große Grube in der Mitte entstand. Darin legte nun die Kochbäuerin ein großes Stück geräucherter Speck, das sie ihrer Strohtasche entnahm, und außerdem noch zwanzig schöne Eier. „Ein Pfund Butter könnt Ihr Euch holen, wenn's geholfen hat und die Kühe wieder Milch geben“, sagte die Bäuerin zum Schluß. „Und das da ist für die Reif.“ Damit drückte sie der Alten noch ein paar Mark extra in die Hand.

„Ja, jo, 's isch reacht“, erwiderte die Brunnerin, 's wurd scho helpe, Ihr werret's seh. Vergelt's Gott jeh, Kochbürlima, nächte Woch hol ich de Butter.“

„Wenn's Gott's Willen ist, ja“, antwortete die Kochbäuerin und reichte dem Büblein noch eine Handvoll Aepfel- und Birnenschnitze, die sie aus der Rodtasche hervorholte.

Der Brunnerin fiel noch etwas ein. „Selli Tasche könntet Ihr mir au lehne, mini isch verheit.“ — „In Gottes Namen nehmt sie“, erwiderte die Bäuerin und gab ihr die Tasche. Darauf wünschte sie der Alten gute Reife und entfernte sich. Im Weggehen dachte sie im Stillen für sich: „'s gibt doch nit Unverschämter als Bettelent“, denn sie wußte wohl, daß sie die Tasche nicht mehr bekomme. Die Brunnerin hielt jetzt mit der linken Hand die Schürze zusammen und schlug mit der andern die Art recht kräftig in den Spaltkloß. „Schluß für heut!“ sprach sie dabei lustig vor sich hin. Darauf ging sie ins Haus, kam aber bald wieder heraus, mit einer andern Schürze und einem sauberen Kopftuch angetan. „Ich kumm gli wieder, Meinradle“, rief sie dem Büblein zu; „ich bring D'r au e Butterbeili mit.“

„D Großmodder, bring mir doch lieber en Bleistift oder Farbe mit“, bat der Kleine und ließ ihr nach und hielt sie am Rode fest.

„Ich will emol luege, blieb nu do“, gab die Alte zurück. Dem Meinrad schlug das Herz vor Erwartung höher, während er ungeduldig und mit leuchtenden Augen auf die Rückkehr der Großmutter harrie. Die alte Brunnerin aber begab sich ins Dorf hinauf zum Krämer und kaufte sich dort ein ziemlich reichliches Quantum Schnaps. Das Glas dazu hatte sie in der umfangreichen Rodtasche verborgen. „Ich mueh en kaufe, solange ich Geld ha, sunscht han ich z'mol ko Geld und kon Schnaps“, meinte sie. „Aber so kan ich mi doch allwil no tröschte, wenn ich e Tröpfli Brenz ha.“ Ihre Barschaft für die Wallfahrt schmolz dadurch allerdings schon beträchtlich zusammen, und doch konnte sie es nicht über sich bringen, heimzugehen, ohne dem Buben seinen Wunsch zu erfüllen, und sie kaufte für ihn drei Zeichenstifte, wie sie der junge Lehrer manchmal holte, einen schwarzen, einen grünen und einen blauen. Für die Wallfahrt blieb dann von dem Geld allerdings nur noch soviel übrig, daß es für die paar Stationen Bahnfahrt langte. Aber das war ja erst die Sorge von morgen. Heute freute sich die Brunnerin erst einmal auf ihr Tröpflein Brenz, und da mußte freilich auch der Bube seine Freude haben. Die Brunnerin war eben doch eine gute Seele.

Während die Kochbäuerin bei der alten Brunnerin war, hütete die Marie das kleine Kind. Sie war ganz in Nach-

sinnen verloren und schwankte hin und her in ihrem Innern und konnte zu keiner Ruhe und zu keinem festen Entschlusse kommen. Wenn sie zum so und sovielten Male felsenfest entschlossen war, ihrem Gewissen zu folgen und den bösen Einflüsterungen der krummen Margreth zu widerstehen, dann sah sie plötzlich wieder den lustigen Bach-Joseph vor sich, und all ihre guten Vorsätze stürzten über den Haufen, und das Unrecht, das sie ihrem Brotherrn antat und weiter antun sollte, schien ihr mit einmal gar nicht mehr so groß.

Sie war so in Gedanken, daß sie es gar nicht bemerkte, als sich die Türe öffnete und eine alte geborgte Frau ganz langsam und fast lautlos auf sie zuschritt. Mit einmal sah sie das strenge, feierliche Gesicht der Mutter des Kochbauern vor sich. Eine schwarze Binde, die die Frau, ihres Kopfwehs wegen, quer über die Stirn gebunden hatte, erhöhte noch den unheimlichen Eindruck. Es schien dem Mädchen, als drängen ihr die tiefblauen Seheraugen der Alten bis ins Innerste hinein und deuteten mit ausgestreckten Fingern auf ihre nach daftende Schuld.

„Me könnt sacht meine, du hettich lei guet G'wisse, daß d' so verschrickt, Meidli!“, sagte die Alte mit tadelnder Stimme.

Durch diese Aureden ward die Marie nur noch mehr verwirrt; sie hielt sich schon so gut wie entdeckt und gelobte im Stillen die strengste Buße und Besserung, wenn sie noch einmal aus der Gefahr herausträte.

Aber die Alte begann jetzt ganz harmlos weiterzusprechen: „Los', du sottich mir en G'falle tue. Witt?“

Eine Zentnerlast fiel dem Mädchen vom Herzen, es atmete erleichtert auf, denn die Alte wußte offenbar nichts, und mit großer Lebhaftigkeit antwortete es: „Natürli will i, wa-n-es ich tue für Eu.“

„Du sottich morgo zum Schmied-Hannes uf Waldsteinbach hinderi gau und sage, er soll au am Wöntig kumme. Er ich de becht Kuedokter und verstoht meh as siebe Tierarzt. Er hät uns früher scho meh wie imol g'holfe. Seisch nu, ich schid Di, er kennt mi guet no vo de Schuel her. Wenn D' früe am Morgo gehsch, fäsch bis zum Dbed wieder do si. Ich will dene 's Kind morgo hüete und besürsorge, daß D' furt darfsch. Seisch aber niemes, wo D' eigohsch, fusch ich es doch wieder nit recht.“

Die Marie willigte gern in alles ein. Die Alte gab ihr auch etwas Beirgeld, und alles war in Ordnung. Das Mädchen sah einen freien Tag vor sich, auf den es sich freute wie auf eine Erlösung von ihrer Schuld und ihren drückenden Bewußtseinsqualen und den sie auf irgend eine Weise zur Förderung ihrer Schicksalspläne nützen zu können hoffte.

*

Mond und Sterne waren kaum am dämmergrauen Morgenhimmel verblaßt, als die alte Brunnerin ihr Häuschen verließ, um sich auf den Weg zu machen. Der kleine Meinrad blieb allein da, um das Haus zu hüten. Dem Buben war das ganz recht, denn so konnte er wieder einen ganzen Tag lang ungestört zeichnen und malen nach Herzenslust und er wußte oft nicht, wo anfangen und wo aufhören. Höchstens kam am Nachmittag einmal des Nachbarns kleine Monika, um ihm ein bißel zuzugucken. Und die störte ihn ganz und gar nicht, er hatte es sogar gern, wenn sie ihm so ganz still und andächtig zusah.

Die alte Brunnerin also wanderte, mit der Kochbäuerin ihrer Tasche am Arm und mit einem sehr beleibten Regenschirm in der Hand, zum morgenstillen Dorf hinaus. Bei dem großen steinernen Kreuz, wo der Weg sich teilt, blieb sie einen Augenblick zögernd stehen. Der Weg durch den Wald war zwar fast eine Stunde näher, jedoch entschied sie sich heute ausnahmsweise für die Landstraße, und zwar hatte dies seinen ganz bestimmten Grund. In der Nacht hatte die Brunnerin nämlich einen gar ungunstigen Traum gehabt und nichts als Brand und Feuer gesehen, und das bedeutete nach dem alten ägyptischen Traumbuch, an das sie glaubte wie ans Evangelium, ein „kommendes Unglück“. Nun war die Alte voller Sorge, daß ihr heute etwas Schlimmes zustößen könnte, und deshalb ging sie nicht durch den Wald, in dem es so finster und schaurig war und von dessen unheimlichen Geistern so viele Leute im Dorfe aus eigener Erfahrung zu erzählen wußten.

Wald stieg die helle Sonne über den Tannenbühl herauf, die Dünste der Nacht verloren sich an den Wäldern hin, und die Vögel sangen ihre Morgenlieder. Nach einiger Zeit zog die Brunnerin ihren schwarzen Schoppen herunter, weil er ihr zu heiß machte. Das gestickte blaue Samtmieder gab so schon warm genug. Die kurzen Plüderärmel des Hemdes ließen den größten Teil der Arme frei, und so ging es sich nochmal so leicht. Den Schoppen legte die Alte oben auf die Handtasche und prüfte bei der Gelegenheit fürsorglich, ob noch alles darinnen sei. Da stand die große Flasche mit dem noch warmen Kaffee, deren

Gaß, fest verkorrt, aus der Tasche herauslugte. Der Speck war da, in blaues Zuckerhutpapier eingewickelt; die drei Pfannkuchen lagen noch weich und warm in ihrem Zeitungspapier; sie fühlte das rauhrindige Brot und fand auch, in die Ecke geschmiegt, den „Schnapsbuddel“, der wie von selber sich ihr in die Hand drückte. Es war alles in Ordnung, und zufrieden führte die Brunnerin den Schnapsbuddel an den Mund. Er schmeckte ja nie besser, der Schnaps, als so am frühesten Morgen, wenn die Luft noch so frisch und prickelnd war. Bei einem Wegkreuz rastete sie ein wenig auf dem hölzernen Betschemel und nahm nochmals einen kräftigen wärmenden Schluck aus ihrem Schnapsbuddel.

Als sie aus weiter Ferne einen Zug pfeifen hörte, stand sie schnell wieder auf, denn sie fürchtete, sie könne zu spät an die Bahn kommen. Sie schritt nun rüftig fort und doch kam sie keine Minute zu früh auf der Station an. Der Zug, der sonst immer an Sonntagen mit reichlicher Verspätung kam, fuhr bereits daher, und sie mußte in größter Eile die Fahrkarte lösen und über den Bahnsteig springen. Der Schaffner rief schon „fertig“ und schob die etwas Allzulangsame etwas unsanft in ein Wagenabteil hinein. Seine Ungebuld war nicht ohne Grund. Er wußte zu gut, daß der Zugmeister vorn, der heute den Zug begleitete, keinen Spaß verstand, wenn es sich um die Einhaltung der Fahrzeiten handelte.

Kaum hatte die Brunnerin in dem überfüllten Wagen, in dem ein ganzer Gesangsverein nebst Fahne untergebracht war, Platz gefunden und die Tasche auf den Schoß gestellt, als ein kleiner Knall ertönte, der aber in dem allgemeinen Trubel nicht beachtet wurde. Nicht lange darauf sagte ein junges Mädchen zur Brunnerin: „Was lauft denn Ihnen da heraus?“ Gleichzeitig raffte das Mädchen sein weißes Kleid ängstlich zusammen. Die Brunnerin schaute jetzt auf ihren Schoß nieder. Auf der blauen Seidenschürze hatte sich ein kleiner See von Kaffee gebildet, der offenbar aus der großen Handtasche geipelt wurde, selber aber noch keinen Abfluß gefunden hatte. Die genauere Untersuchung ergab, daß die Kaffeeflasche gesprungen und schon fast ganz ausgelassen war. Alles in der Tasche war mit Kaffee übergossen und getränkt, der Schoppen, der Speck, die Pfannkuchen, das Brot. Ein hastiger Griff stellte fest, daß wenigstens der Schnapsbuddel als eine Art Arche in der Sintflut heil davongekommen war. „Hä, Jesses Gott!“ hatte die Brunnerin in der ersten Bestürzung ausgerufen. Gleich darauf aber entfuhr ihr ein Seufzer der Erleichterung, und sie sehte ergeben hinzu: „Hä muso denn.“

Es fiel allgemein auf, mit welcher schöner Gelassenheit die Alte ihr Mißgeschick trug und wie schnell und fast heiter sie darüber wegging. Das kam aber nur daher, weil sie in diesem kleinen Unglück die Erfüllung ihres Traumes erblickte und innerlich froh war, auf diese glimpfliche Art davongekommen zu sein. Sie hatte im Stillen weit Schlimmeres erwartet. Nun aber war der Bann gelöst, das Opfer war gebracht, und die Wallfahrerin glaubte nun für den Rest des Tages vor weiteren Unfällen so gut wie sicher zu sein. Eben wollte sie nach dem Schnapsbuddel langen, um einen kleinen Verjöhnungs-, Trost- und Aufmunterungsschluck zu nehmen, als der eifrige Schaffner erschien und die Fahrkarten verlangte. Ja, die Fahrkarte! Wo hatte sie die nur schnell hingebacht? Die Brunnerin suchte in ihrer Rocktasche, im Geldbeutel, in der Handtasche, auf der Bank, unter der Bank; sie schüttelte den Schoppen aus, das Nasentuch, das Kopftuch, die Schürze, den weiten Faltenrock und den dicken, rotharierten Wollunterrock; sie spannte den mächtigen Regenschirm auf und zu — eine Fahrkarte kam nicht zum Vorschein. Der Schaffner hatte inzwischen den ganzen Wagen abgefertigt und kam nun wieder zu der noch aufgeregten Suchenden zurück. „Ich ha sie g'ha, ich ha sie g'ha“, beteuerte sie immer wieder. Aber der Schaffner wurde jetzt kurz und bestimmt. Er hatte keine Zeit mehr, denn er mußte noch die Lichter im Wagen anstecken, weil ein Tunnel kam: „Das geht mich alles nichts an“, entgegnete er. „Wenn Sie keine Fahrkarte vorweisen können, müssen Sie nachlösen und Strafe zahlen, den doppelten Fahrpreis. Nichten Sie nur einstweilen das Geld, auf der nächsten Station werden Sie vorgeführt, wir haben dort 8 Minuten Zeit.“

„Hä Jesses, ich hätt' jo gar nit soviel Geld“, jammerte die Alte. Aber der Schaffner fehrte sich nicht daran, die Maschine tat einen schrillen Pfiff, und der Zug sprang in einen der vielen langen Tunnel hinein, die hier die kühne Bergbahn geböhrt hat.

Es ward dunkel und hell und noch einmal dunkel und wieder hell, und plötzlich hielt der Zug auf einer größeren, bergumrahnten Station still, wo ein beträchtliches Gedränge herrschte. Der Gesangsverein begann, alsbald ein Lied anzustimmen. (Schluß folgt.)